

verwundern, daß, wie F. M. Müller hervorhebt, Kunstrichter ersten Ranges die Gedichte Sarbiewskis ungemein hoch bewerteten, ja auf gleiche Stufe mit denen seines römischen Vorbildes setzten. Um einen statt vieler zu nennen: Hugo Grotius ist der Ansicht, daß der Jünger den Meister nicht bloß erreicht, sondern hin und wieder sogar übertroffen habe.

Bei dem Bestreben des neulateinischen Dichters, christliches Denken in das antike poetische Gewand zu kleiden, ist es nicht zu verwundern, daß er manche sprachliche Wendung benutzte, die unser gläubiges Empfinden befremden könnte. Der Jesuit ermahnt z. B. einen Freund, er solle lernen, durch sich allein glücklich zu sein (ut se solus beatus esse disceret IV 34, 19). Er wünscht, das Innere seines Herzens so geordnet zu sehen, daß er nicht unter die Last äußerer Güter gebeugt, sondern als sein eigener Herr sterbe (ut non onustus sed suus moriatur II 16, 101). In dem Reichtum des eigenen Ich genügt er sich selbst, so daß er von außen nichts mehr zu begehren braucht (Me plenius extra quid cupiam? IV 12, 9 ff.). Wenn er sich selbst ganz angehört, bleibt Armut ihm fremd. Wenn sein Geist betrachtend in sich selbst einkehrt, findet er dort unermessliche Schätze verborgen (III 6, 10 ff.). Solche Gedanken klingen allerdings stoisch und erinnern unwillkürlich an die Diatriben eines Epiktet, an das Stichwort *τὰ ἐστὶ ἐμοί*. Aber derselbe Sarbiewski hat seinen christlichen Standpunkt an andern Stellen so glänzend und feurig zum Ausdruck gebracht, daß jede weitere Verteidigung überflüssig ist. Müller bemerkt mit Recht, daß der Dichter eine höhere Tugend als die der Stoiker zu verherrlichen pflege (S. 71). Mögen der fleißigen und dankenswerten Arbeit des Verfassers weitere Studien folgen, die sich mit dem lohnenden Thema befassen.

Joseph Stiglmayr S. J.

Eine Erinnerung an Lord Byron.

In den Jahren 1816 bis 1818 vollendete Lord Byron den dritten und vierten Gesang seiner romantischen Reisedichtung „Ritter Harolds Pilgerfahrt“. Der Glanz der Sprache, die jeder Übersetzung spottet, die prachtvollen Einzelheiten der Schilderung und lyrischer Stimmungen eroberten dem Gedicht einen bleibenden Weltruf, so zerrissen auch sonst des Werk ist, so trotzig und eigensinnig auch die unruhige und wild hinstürmende Phantasie des Dichters alle Gemarkungen künstlerischer Einheit durchbricht.

Manch sinniger Landsmann Lord Byrons muß heute bei vielen Stellen der „Pilgerfahrt“ nachdenklich gestimmt werden. Da redet die Kunst und eisernde Wahrheitsliebe und gerechter Zorn eine großartige Sprache, deren Wucht das tönende Wortgepränge neidblasser Kriegshezer erdrückt, deren Lauterkeit über dem zusammengeronnenen Schlamm des Hasses und der Verleumdung siegreich aufleuchtet.

Als 22jähriger Jüngling hatte Lord Byron die zwei ersten Gesänge der „Pilgerfahrt“ vollendet und damit ein Meisterstück enthüllt, das von einem außerordentlichen Genie, nicht etwa bloß von Talent Zeugnis ablegte. Er selbst er-

kannte den Wert seiner Dichtung nicht. Erst Freunde rüttelten ihn auf. Im zweiten Gesang finden sich jene wundervollen Strophen über Hellas, die niemals wirkungsvoller als heute, einem sophokleischen Chorgesang gleich, Griechenlands ewige Tragödie trauernd begleiten. Damals seufzte das unglückliche Land unter osmanischer Herrschaft; der Knechtsinn griechischer Schwächlinge und der Hohn der erheuchelten Freundschaft Albions flackelten die Begeisterung Lord Byrons zu prachtvollem Ingrimm auf, zu einem einzigartigen Zwiegesang von Zorn und Liebe.

„O Hellas, düsterer Rest entschwind'ner Pracht!
Im Schutt unsterblich, groß wenn auch gesunken!
Wer führt nun dein zerstreutes Volk und macht
Es frei von langer Knechtschaft, freiheitsstrunken?
Nicht deine Söhne, die als Helden prunkten,
Sich stürzend in der Thermopylen Schlucht,
Vermögen anzuschüren diesen Funken —
Wer ist's, der ihren Helbengeist beruft,
Schweift an Eurotas Strand und weckt ihn aus der Gruft?“¹

Einem Propheten gleich überschüttet der Dichter die Schlafenden mit zornbehebenden Worten:

„Erbliche Knechte, Freiheit sich zu schaffen,
Muß jeder selbst sein eigner Kämpfer sein,
Den Sieg erringen mit gerechten Waffen. —
Wird Frank' euch oder Russe retten? — Nein!
Zwar eure Dränger stürzen sie; allein
Nicht euch entzünden sie der Freiheit Licht,
Mögt ihr, Heloten, euch des Sieges freun?
Ihr tauscht den Herrn, doch nicht die Fessel bricht,
Der Tag des Ruhms verschwand, der Schande Jahre nicht.“²

Es war im Jahr 1809. Ein englisches Schiff im Piräus nahm die letzten aus den unsterblichen Bauwerken Athens herausgebrochenen Kunstwerke für die Londoner Museen auf. Lord Elgin, der Schotte, lenkte den Raub; der italienische Maler Luscheri sorgte für kunstgerechte Zertrümmerung, der französische Konsul Faubel mühte sich, knirschend vor Neid, einiges von den Schätzen für Paris zu ergattern.

„Doch von den Schändern jenes Heiligtumes, —
Aus dem gezwungen Pallas nur geflohn,
Da es der letzte Rest des Reichs und Ruhmes, —
Wer sprach am meisten aller Ehrfurcht Hohn?
Erröte, Schottland, denn es war dein Sohn!
England, mich freut, daß es dein Kind nicht war,
Du schonst sonst Freie, — alte Freiheit schon!
Doch weh', man plünderte den Weihaltar,
Und schleppte Raub zum Meer, das grollend trug die Schar.“³

¹ II, 73. Übersetzt von Adolf Böttger.

² II, 76. Übers. von Zedlitz.

³ II, 11. Übers. von Böttger mit kleinen Änderungen.

„Der neue Pakt kann mit dem Raub sich brüsten,
Den Got' und Türr' verschont und Zeitgewalt!
Den Felsen gleich an seinen Landestüfen
Ist dessen Herz und Seele, starr und kalt,
Der jene Tat erdacht und sich nicht schalt,
Athenes letzte Trümmer zu verrücken;
Die Söhne schwach und ohne Widerhalt,
Sahn wohl der Mutter Leid von fremden Tücken,
Und fühlten jetzt, wie schwer Despotenfetten drücken.“

„Wie? es erzählen soll ein Britenmund:
Beglückt ward Albions durch Athenes Klagen?
Schlug es durch Sklaven ihre Brust auch wund,
Dem Ohr der Welt sollt ihr die Schmach nicht sagen:
Die Meerestönigin hat hinweggetragen
Die letzten Trümmer aus dem kranken Land;
Die schützend oft für andre sich geschlagen,
Sie riß herunter mit Harpyhenhand,
Was sicher vor der Zeit und vor Tyrannen stand.“¹

Damals war es, als die letzte der Metopen vom Parthenon heruntergenommen ward und ein Teil des Obergebäudes samt einem der Triglyphen herabstürzte, da ein Grieche, der zusah, seine Pfeife aus dem Mund nahm, sich aus dem Auge eine Träne wischte und traurig stehend zu Lucseri sagte: Τέλος! — Das Ende! — Erst an den Gestaden des Rheins vernarbt langsam die Wunde des Dichters.

In einer erschütternden dichterischen Eingebung, die einzig dasteht, flüchtet Byron aus Waterloo's blutigen Gefilden und aus seinen von Haß und Bewunderung zugleich zitternden Erinnerungen an den Korjen zu den Ufern des Rheinstromes und zur Liebe, die Harold dort genossen:

„Hinweg damit! Der echten Weisheit Welt
Ist nur in ihrer Schöpfung, — oder dein,
Natur, du heil'ge Mutter! Fruchtgeschwellt,
Prangst herrlich du am königlichen Rhein.
Ein Götterschauspiel bringt auf Harold ein,
Ein Schmelz von allen Reizen; glänzend schienen
Ihm Wälder, Berge, Früchte, Korn und Wein,
Herrnlose Besten wehn mit ernsten Mienen
Ihm Sebewohl, wo Laub umrankt die Burgruinen.“²

„So steht ein großer Geist, wie sie dort stehn,
Zwar morsch, und doch nichts mit dem Haufen eigen,
Ganz unbewohnt, bis auf der Stürme Wehn,
Verkehr nur haltend mit den Wolkenreigen.
In stolzer Jugend sahn sie oben steigen
Die Banner, wann Gesecht erklang im Thal;
Doch die gekämpft, sie mußten all sich neigen,
Und die gewogt, sind Staub und Schutt zumal,
Kein künft'ger Schlag bedroht die Zinnen morsch und fahl.“³

¹ II, 17. (Böttger.) II, 13. (Böttger und Zedlig.)

² III, 46. Übers. von Böttger.

³ III, 47. (Böttger.)

Hier hauste fest und gewaltig der stolze Raubgraf, hier starben und stürzten die Kriegstaten wilber Leidenschaft und ihre Zeugen, Burgen und Felsnester.

„Dich aber, freud'ger Strom, des reiche Wellen
Allwärts mit Segen tranken deinen Strand,
Dein Ufer würd' ein ew'ger Reiz erhellen,
Dieß unberührt dein Werk des Menschen Hand,
Und mähte nicht die Frucht von deinem Land
Des Krieges Sichel! In dein Thal hinein
Das Wasser schaut, heißt von der Erde Rand
Den Himmel sehn; doch fühl ich jetzt mit Pein,
Was dir, o Strom, gebriecht, — du solltest Lethe sein!“¹

Da zerschmilzt des Dichters Herz in Sehnsucht, und Harold singt das berühmte Lied:

„Der burggekrönte Drachensfels
Ragt hoch am vielgewund'nen Rheine.
Es spült die Flut des mächt'gen Quells
Um weinumrankte Felsgesteine;
Die Hügel all im Blüthenglanz,
Die Felser reich an Korn und Weine,
Die Städte rings im bunten Kranz
Mit ihrer Mauern weißem Scheine:
Dies alles eint zum Bild sich hier,
Ach! doppelt schön, warst du bei mir!

Manch blaugeäugte Maid bewies
Mit Blumen aus den lieben Händen
Sich freundlich in dem Paradies!
Von manches Wachturms alten Wänden
Blickt grau Gestein durch grünes Raub,
Und von des Felsen schroffen Rändern
Sehn Bogen voller Schutt und Staub
Stolz in das Thal nach Nebgeländen!
Doch wünsch' ich eins am Strand des Rheins
Dein liebes Händchen drückte meins!

Geschenke Silien send' ich dir,
Ob auch, eh du sie wirst betrachten,
Sie längst verbläht. Nimm sie von mir,
Auch weilt wirst du sie nicht verachten;
Ich habe sie so lieb gehegt,
Daß ihnen deine Augen lachen,
Und daß mein Bild in dir sich regt,
Wenn du sie weikend siehst verschmachten.
Sie sind, gedenk's, vom Strand des Rheins,
Mein Herz hat sie gesandt an deins!

Wie stolz der Fluß hier schäumt und roßt,
Der Reiz auf diesem Zaubergrunde!
Denn tausendfach sich schlingend, zollt
Er neue Schönheit jeder Stunde!
Ach könnt' ich immer leben hier!
Klingt seufzend es aus jedem Munde;
So teuer der Natur und mir
Ist wohl kein Ort im weiten Runde:
Doch glänzte mehr der Strand des Rheins,
Ach! sah dein liebes Aug' in meins!“²

Die erhabensten Klänge findet aber Byron in der tiefen Einsamkeit der Alpen und auf Italiens klassischem Boden. Noch einmal schleudert er Anklage und drohende Warnung gegen sein Vaterland, als er in Venedigs über Herrlichkeit trauert.

„Und wenn kein besser Recht dir mehr verbliebe,
Venedig, wenn dein stolzer Ruhm verscholl,
So hätt' die allgefühlte Treu' und Liebe
Zu Lassos Geist, von der dein Busen voll,
Zerbrech'n sollen der Bedrückter Groll.

¹ Die ersten vier Zeilen von Zedlitz, die andern von Böttger übersetzt, mit einer geringfügigen Änderung in Zeile 7.

² Nach Zedlitz und Böttger mit geringen Veränderungen.

Für dein Geschick trifft Schmach die Völker alle,
England zumeist; — Die Meeresfürstin soll
Des Meeres Kinder hüten; bei dem Falle
Venedigs denk' an dich, trau nicht dem Wasserwalle!"¹

Von Schritt zu Schritt wird der Dichter wehmütiger gestimmt beim Anblick von Italiens Schönheit und Schmach. Er übersetzt (IV, 42 u. 43) die zwei berühmten Stenzen Filicajas, die beginnen:

„Italien, o Italien! — Böse Spende,
Ein tödlich Brautgeschenk hast du empfangen:
Die Schönheit! Sie schuf Leid dir ohne Ende!
Scham, Furcht und Sorge deine holden Wangen,
Und Flammenschrift erzählt, wie's dir ergangen.“

Alles streitet sich um Italiens Boden. Kunst und Glauben sollte Italiens Beruf bleiben, nicht Waffenruhm.

„Italien! — Dein Weh sollt' jedes Land
Durchschallen, und es wird's, die du vor Zeiten
Der Waffen Mutter, jetzt der Kunst! Die Hand,
Die einst uns schützte, mag noch jetzt uns leiten,
Mutter des Glaubens! Völker aller Weiten
Sahst du zu deinen Himmelschlüsseln ziehn!
Europa wird dir einst Ersatz bereiten,
Den Muttermord bereun, und rückwärts fliehn
Wird der Barbar und um Verzeihung knien.“²

Lord Byron liebt diese prophetischen Zukunftsblicke. Mit seltsam scharfem Auge schaute er bereits ins Jahr 1811 von Griechenlands Gestaden zu seiner Heimatinsel herüber. Damals verfaßte er in Athen ein Fluchgedicht auf Lord Elgin, den Verräuber des Parthenon, das aber erst 1818 veröffentlicht wurde. In diesem „Fluch der Minerva“ lesen wir heute mit Staunen und Grauen das weissagende Schreckenswort, das die erzürnte Pallas Athene gegen England schleudert.

Es werde eine Zeit kommen, da die Insel in ihrem Reichtum und ihrer Meeresherrschaft erschüttert werde:

„Der müß'ge Kaufmann klagt um seine Waren,
Die jetzt zu Schiff nicht mehr das Meer befahren;
Man weist sie ab; sie lagern auf dem Sand
Und modern trostlos am blockierten Strand.]
Der Weber bricht den Webstuhl; ohne Brot
Der Zukunft trotzt und grimmer Hungersnot. —
Jetzt zeigt mir doch am Steuer jenen Mann,
Der weisen Rat dem Staate leihen kann!“

¹ IV, 17, frei nach Wöttger und Zedlig.

² IV, 47, frei nach Wöttger und Zedlig.

England kannte bisher die Schrecken des Krieges nicht im eignen Land; es wird ſie einmal erleben, die es anderswo ſo oft erregt.

„Beim Namen nur kennt ihr ſein wüſtes Grauen,
Erſchlag'ne Pächter und entehrte Frauen,
Zerſtörung, Öde; — ungewohnt erbebt
Ihr alle ſtarr, weil ihr es nie erlebt. —
Mit welchem Auge ſieht entlang dem Strand
Der Bauer, ſchaut entſetzt die Stadt in Brand,
Und wie die Flammenlohe Mauern leckt,
Und ob der Themſe ſich geſpenſtiſch reckt.

Still, Albion! Selbſt haſt du die Fackelpracht
Vom Tajo bis zum Rheinſtrom hin entſacht.
An deinen Strand ſtößt nun die Feuerplage;
Wer es verdient, die eig'ne Seele frage.
So forderl's das Geſetz: „Gib Blut um Blut!“
Vergebens klagt, wer ſelbſt entſacht die Blut.“ —

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

„Muſikaliſche „Plagiate“.

Es dürfte kaum eine Kunſt geben, bei der ein Reminiſzenzenjäger leichter und öfter „zum Schuß“ käme als in der Muſik. Der Laie könnte glauben, ſolche Reminiſzenzen fänden ſich wohl nur bei mittleren und kleineren Komponiſten, während die großen und genialen Meiſter ſo reich an originellen Einfällen wären, daß unſere Suche nach „Plagiaten“ vergeblich ſein müßte. Dem iſt aber nicht ſo.

Mozart wurde einmal in Leipzig gebeten, die Meſſe eines von der Fama berühmt gemachten Meiſters durchzuſehen. Gefragt, was er davon halte, ſpielte er die Meſſe am Klavier und ſang dazu in deutſchen Worten eine humorgewürzte Kritik. Bei der Schlußſtrophe des Gloria ſetzte er an Stelle der Worte cum Sancto Spiritu in gloria Dei Patris: „Das iſt geſtohlen Gut, ihr Herren, nehmt's nicht übel.“ Aber gerade Mozart hatte wenig Grund, Steine auf andere zu werfen, denn er ſelbſt benutzte ſehr ungeniert fremde Motive, und ſeine Ouvertüre zur „Zauberflöte“ iſt nur eine Verwendung einer Clementiſchen Sonate. Näheres über Mozartiſchen Eklektiſmus kann man in dem ausgezeichneten Mozartwerk der beiden franzöſiſchen Forſcher Wyzewa und Saint-Foix nachleſen. Freilich hat Mozart — und das unterſcheidet ihn von kleineren Geiſtern — nie vergeſſen, den Stempel ſeines Genius aufzudrücken, auch wo er ſich von andern hatte anregen laſſen. Man kann überhaupt ſagen, in der Verwendung fremder Motive unterſcheiden ſich die großen Meiſter nicht von den kleineren, ſondern nur in ihrer Verarbeitung.

Reminiſzenzen ſind in der Muſik ſtets vorgekommen und werden ſtets vorkommen, das iſt ganz unvermeidlich. Es kommt nur darauf an, daß ſolche Motive mit dem Ganzen zu einer neuen organiſchen Einheit verſchmelzen. Ein Motiv als ſolches iſt kaum mehr als ein behauener Stein, der im neuen Ge-